

5. Gesicht(s)formen – Arbeiten an Alter und Person

»Das Alter ist ein dialektischer Bezug zwischen meinem Sein in den Augen anderer, so wie es sich objektiv darstellt, und dem Bewusstsein meiner Selbst, das ich durch das Alter gewinne. Es ist der andere in mir, der alt geworden ist, das heißt jener, der ich für die anderen bin: Und dieser andere – das bin ich.« (de Beauvoir 2000, S. 364)

»Solange das innere Gefühl von Jugend lebendig bleibt, kommt einem die objektive Wahrheit des Alters als eine scheinbare Wahrheit vor; man hat den Eindruck, eine fremde Maske entliehen zu haben. [...] Von Verkleidung, Kostüm und Spiel zu sprechen bedeutet, dem Problem auszuweichen. Will man aus der ›Identitätskrise‹ herauskommen, muss man sich offen zu einem neuen Bild seiner selbst bekennen. [...] Im Allgemeinen aber sind wir unvorbereitet und müssen uns, um uns ein Bild von uns zu machen, auf andere stützen. Wie sehen sie mich? Ich befrage meinen Spiegel. Die Antwort ist unbestimmt: Die Menschen sehen uns jeder auf seine Weise, und unsere eigene Wahrnehmung stimmt sicher mit keiner der ihren überein. Alle sind sich darin einig, in unserem Gesicht das eines alten Menschen zu sehen; aber für jene, die uns nach Jahren wieder begegnen, hat es sich verändert, ist es gezeichnet; für unsere Umgebung ist es immer das unsere: Die Identität wiegt schwerer als alle Veränderungen; für Fremde ist es einfach das Gesicht eines 60-Jährigen, einer 70-Jährigen.« (ebd., S. 380f.)

In ihrem Buch »Das Alter« (»La Vieillesse«) unternimmt Simone de Beauvoir 1970 erste Suchbewegungen im Sinne einer feministischen Auseinandersetzung mit der Kulturgeschichte und Sozialstruktur des Alters. Im Zuge ihrer umfassenden Analysen reflektiert sie die zeitgenössisch vorherrschenden Altersdiskurse als Bedeutungsmangel und Tabuisierung, die auch dem Zugang zu ihrem eigenen Altern zugrunde liegen. De Beauvoir spürt dem Alter als soziale Ungleichheitsfolie nach, die am alternden Körper – insbesondere dem Gesicht – festgeschrieben wird. Sie schlussfolgert, dass das hohe Alter nicht realisierbar sei und stets ein Entwurf bleibe, der mit der Realität nicht übereinstimmt.

Wie die obigen Auszüge verdeutlichen, wird das Altern kulturell häufig durch ein Verhältnis der Entfremdung zwischen dem Selbstbild und dem Körperbild, wie es so

ziale Andere sehen, beschrieben. So basiert das erzählerische Element der Spiegelmetapher, das auch de Beauvoir im Zuge ihrer Überlegungen für ein bemächtigendes Selbstbekenntnis zum Alter anführt, auf einem Authentizitätsprinzip. Darin stellt der Körper die Ressource für die Identifikation mit sich selbst in einer sozialen Altersordnung dar. Die Selbstwahrnehmung im Spiegel bildet sich demnach unter den nachvollzogenen Blicken der sozialen Anderen heraus. Das gefühlte Alter, ein vermeintlich zeitloses Ich, weicht darin stets von den verfügbaren Lesarten zum Körperbild ab.

Folgt man de Beauvoir, ist die eigene körperliche Erscheinung in der psychosozialen Bedeutungsgenese über das soziale Alter – also wie andere mich als alt sehen – vermittelt. Die vielfältigen Selbst- und Fremdbeschreibungen von Personen scheinen im Zeitverlauf immer mehr auf die soziale Kategorie verengt zu werden, sodass der individuelle Personenstatus in den Hintergrund rückt. Das Gesicht tritt dabei als der körperliche Ort hervor, an dem sich die Verhältnisbestimmung zwischen Altersselbst und personenbezogener Identifikation durch andere konkretisiert. Kein anderes Körperelement scheint für die soziale Ordnungsbildung unter der Kategorie des Alters so relevant und beweisführend wie das Gesicht.

Der untersuchte Diskurs knüpft an die Idee an, wonach das Gesicht die Person bedeutet. Es stellt auch hier eine öffentliche Dimension der Verhandlung dar, die mit verdichteten Beschreibungen und Lesarten belegt ist. Darin begründen das alternde Gesicht und daran orientierte Identitätskrisen ein besonders wirkmächtiges Motiv zur kosmetisch-chirurgischen Veränderung. Dies legen auch die Statistiken zur Nutzungshäufigkeit der kosmetisch-chirurgischen Gesichtsmodifikationen nahe. So nehmen Behandlungen im Gesicht in ihrer Gesamtanzahl im Spektrum der verfügbaren Verfahren einen hohen Stellenwert ein. Insbesondere Augenlidmodifikationen und Gesichtsstraffungen gehören demzufolge zu den stark nachgefragten Maßnahmen (vgl. DGÄPC 2019).

In diesem Kapitel werden die diskursiven Plausibilisierungsmuster im Zusammenhang mit den kosmetisch-chirurgischen Gesichtsmaßnahmen ausgeleuchtet. Der analytische Schwerpunkt liegt dabei auf den Motivationsbeschreibungen zu den im Material angebotenen Gesichts-, Hals- und Stirnstraffungen (Liftings), Augenlidstraffungen sowie konturierend dazu Nasen- und Lippenmodifikationen. Im nachfolgenden Kapitel 5.1 wird zunächst der historisch-genealogische Kontext der Verfahren kursorisch aufgegriffen. Vor dem Hintergrund der übergeordneten Fragestellung nach den gegenwärtigen Begründungsmustern eröffnen sowohl theoretische Perspektiven als auch daran anknüpfend Schlaglichter auf die Entwicklungsgeschichte der Verfahren einen analytischen Zugang zum Diskursmaterial. Es zeigt sich damit, wie das Gesicht als soziales Bedeutungsfeld ko-konstitutiv zu den (technologischen) Bearbeitungsformen des Gesichts angelegt ist. Im darauffolgenden Teil 5.2 werden die erzählerischen Elemente des Diskursstranges um Gesichtsmodifikationen nachgezeichnet, der sich als »affektives Gesichtsarchiv« beschreiben lässt. Es verdeutlicht sich, wie die Website-Texte im Sinne von Sander Gilman (1999) an das politische Profil der Gegenwartsgesellschaft anknüpfen. In Abschnitt 5.3 werden daran angelehnt die Gesichtspolitiken des kosmetisch-chirurgischen Diskurses mit Blick auf diskursive Konzepte des Alterns ausgelotet. So ist Altern diskursiv zwischen chronologischen, lebensstilbezogenen und biologischen Modellen angelegt. Den Abschluss dieses Kapitels bilden die erste Feinanalyse eines

Diskursfragments in Abschnitt 5.4, das an das wiederkehrende Motiv der Entfremdung anknüpft, und die daran anschließende Zwischenbetrachtung (Abschnitt 5.5).

5.1 Genealogische Verortungen I: Face Politics der kosmetischen Chirurgie

Die Frage danach, was ein Gesicht ist, erscheint so selbstverständlich wie unmöglich zu beantworten. Der Verweis auf das anatomische Ensemble an Organen (Augen, Nase, Mund und Ohren) wird schnell zur flüchtigen Definition, wenn man das Gesicht einer bestimmten Person beschreiben soll. Deutlich wird daran, dass Gesichter jenseits der Anwesenheit bestimmter Gesichtszüge als Konzepte von Betrachtenden existieren, die erst mit dem Vorgang der Attribution entstehen. In dieser Hinsicht lassen sich Gesichter als soziokulturelle Bedeutungsfelder verstehen, die sich verändern und die auf unterschiedliche Ebenen der Bedeutungsproduktion verteilt sind, die sich außerhalb des Körpers befinden. Als ein solch multiplexes Phänomen ist das Gesicht nie als Ganzes zu erfassen. Die Attribuierungen zum Gesicht transportieren stets auch widersprüchliche Vorstellungen davon, was es letztlich ausmacht (vgl. Edkins 2015; Talley 2014; Black 2011).

Im kosmetisch-chirurgischen Diskurs interagieren entsprechend unterschiedliche Wissensbezüge und technologische Formatierungen des Gesichts auf produktive Weise, ohne dass diese systematisch verknüpft wären. Die kosmetisch-chirurgischen Gesichter verweilen in den Motivationsbeschreibungen, den Stockfotografien symmetrischer Gesichtszüge wie auch im (impliziten) Wissen der Betrachtenden zugleich. Ihre Machbarkeit wird so abstrakt in den Website-Texten erzählt wie konkret als Bildgesicht im digitalen Medium (Computer-, Handy-Bildschirm oder Tablet) dargestellt. Ein diskursanalytischer Zugang zu dem Gesicht als Bearbeitungsgegenstand der kosmetischen Chirurgie ist so auf die verschiedenen Ebenen der verteilten Bedeutungsproduktion verwiesen. Daniel Black (2011) beschreibt das Gesicht dementsprechend als ›instabiles‹ und ›schwer fassbares‹ Phänomen.

»The face as an anatomical and perceptual phenomenon is the most mercurial, unstable, and elusive feature of human anatomy, endlessly exceeding efforts to capture it and draw a stable, generalized view of it from its endlessly shifting lived reality. It is these very qualities of the face which necessitate a mode of investigation which is open to multiple perspectives and multiple forms of knowledge.« (ebd., S. 3)

Vor dem Hintergrund der vielschichtigen Zugänge zum Gesicht lässt sich festhalten, dass weniger die feststehenden anatomischen Elemente als vielmehr die interaktiven Wahrnehmungsprozesse, kulturelle Hintergrundkonzepte und technologische Apparaturen das Gesicht zusammenfügen.

Hiervon gehen auch populäre kommunikations- und sprachtheoretische Entwürfe aus, die dem Gesicht eine evolutionäre Bedeutung für anthropologische Entwicklungen beimessen (vgl. Jones 2012). Wie Black (2011, S. 3) weiter ausführt, wird die Kommunikation durch das Gesicht dabei als losgelöst von den Zeichensprachlichen Bedeutungssystemen verstanden und gedeutet. Sie ergibt sich demnach aus der Materie des Gesichts (dem Gesichtsfleisch) als nonverbales Sprachinstrument selbst und umfasst

sowohl intentionale Ausdrücke wie z.B. ein emotionsanzeigendes Lächeln, aber auch unbeabsichtigte Signale, die assoziativ wirken können. Nicht nur die Kommunikation durch, auch die Wahrnehmung mit dem Gesicht ist an die lebendige Materialität gebunden. Nur mit dieser werden kommunikative Bedeutungen im Austausch mit der sozialen Umgebung gesehen, gerochen oder gespürt.

Erving Goffmans (1967) soziologische Perspektive auf die Gesichtsarbeit (»Face-Work«) fokussiert in dieser Hinsicht die symbolische Konstruktion des Gesichts in sozialen Interaktionen. Menschen arbeiten demnach im Rahmen verschiedener Darstellungs-Strategien in den zwischenmenschlichen Begegnungen daran, ihr soziales Gesicht aufrecht zu erhalten. Nach Goffman ist das Gesicht in diesem Sinne als metaphorisches Konzept zu verstehen, das ein »image of self delineated in terms of approved social attributes« (ebd., S. 5) aufruft. Das Gesicht bringt also die an dem normativen Verhaltensrahmen orientierten Selbstbilder der eigenen sozialen Person zum Ausdruck. Es zeigt an, wie man sich selbst ausmalt, wahrgenommen zu werden. Die Gesichtsausdrücke dienen so unter anderem kommunikativen Vermeidungstaktiken oder Ausweichmanövern, um das soziale Gesicht nicht zu verlieren.

Wie sich das soziale Gesicht zwischen kommunikativem Selbst und Anderen aufrechterhalten und verstehen lässt, hängt von dessen Einbettung in diskursive Bedeutungsfelder ab. Diese sind von hegemonialen Seh- und Darstellungstraditionen sowie den Kommunikationsmedien und ihrer technologischen Infrastruktur mitorganisiert. So stellt das Gesicht in den historischen wie gegenwärtigen visuellen Kulturen ein mediatisiertes Gut dar, das betrachtet, verhandelt und modifiziert wird (vgl. Jones 2012). Die Bedeutung des Gesichts wird wechselseitig mit der Bedeutung über das Gesicht produziert, die in der jeweiligen Medienform zugänglich ist.

Am Beispiel der Kunstgeschichte unternimmt etwa Hans Belting (2013) in diesem Sinne den Versuch, die darstellungsbezogenen Linien zum Gesicht etymologisch von den Steinzeitmasken über das bürgerliche Porträt bis zu den massenmedialen *Cyberfaces* der digitalen Medien zu ordnen. Wie Sigrid Schade und Silke Wenk (2011, S. 52) an einem solchen Ansatz kritisieren, ist zwischen den unterschiedlichen medialen Gesichtsformaten keine anthropologische Linearität oder ontologische Qualität auszumachen. Für die jeweils hegemoniale Betrachtungsweise und Darstellbarkeit des Gesichts seien die bedeutungsbezogene wie medientechnologische Kontingenz, Traditionsbrüche sowie das instabile Andere konstitutiv.

Dies spricht das an, was Deleuze und Guattari (2013) als »Fazialität« der modernen Kultur begreifen. Das menschliche Gesicht fungiert demnach als symbolisches Mittel, mit dem spezifische Bilder einer menschlichen Vorherrschaft durchgesetzt und naturalisiert werden. Als Emblem der anthropozentrischen Bedeutungsproduktion ist es auch von den materialen Körpern losgelöst wirkmächtig (vgl. Hansen 2003, S. 209f.). Es entfaltet etwa durch die Gegenwärtigkeit von Ikonen, Artefakten, Dingen mit Gesicht oder *Emojis* Deutungsmacht, indem es als symbolische Oberfläche präsent ist. Diese ist mehr als das Abbild von einzelnen Personengesichtern und schafft eine subjektbezogene Transzendenz, in der das Gesicht die Kulturzugehörigkeit anzeigt. In dieser Perspektive ist das Gesicht als Bedeutungsnexus zu verstehen, dem die Prozesse der körperbezogenen Subjektformation (das heißt der Psychogenese) machtvoll unterstellt sind. Das Innenleben von Individuen, das sich in den Gesichtsformationen der Bilder

und Zeichen scheinbar nur spiegelt, ist demzufolge ganz wesentlich über die körper-äußerliche Bedeutungsmacht des Gesichtes begründet. Die symbolische Vormacht des Gesichts überschreibt dabei die Bedeutungsproduktion der anderen Körperteile:

»The head, even the human head, is not necessarily a face. The face is produced only when the head ceases to be a part of the body, when it ceases to be coded by the body, when it ceases to have a multidimensional, polyvocal corporeal code – when the body, head included, has been decoded and has to be *overcoded* by something we shall call the Face.« (Deleuze/Guattari 2013, S. 198f.; Herv. i.O.)

Die Subjektwerdung ist folglich – im symbolischen Sinne – an die Abgrenzungsprozesse gekoppelt, mit denen das Gesicht erlangt und zu eigen gemacht wird (vgl. Nohr 2009, S. 42). So basiert die vermeintlich universelle Gesichtssprache auf der hierarchischen Unterscheidung vorgeblich stabiler Dualismen (u.a. Mensch/Tier, Mann/Frau, Europa/rassifiziertes Anderes).

Die Erfahrung als subjektive Einheit und souveräne Person »hinter der dem Gesicht« ist zudem von der Gesichtsoberfläche, das heißt der fleischlichen Form des Gesichtes abhängig, die eine kommunikative Struktur vorgibt (vgl. Black 2011, S. 6). Der Gesichtsausdruck und dazu benötigte Muskeln und Sehnen sind nicht vollständig durch die bewusste Zielrichtung der Kommunikation kontrollierbar. Ferner sind die Gesichtsbewegungen auch losgelöst von der Intention der Gesichtstragenden in die kulturellen Prozesse der Bedeutungsproduktion eingebunden – obwohl sie für sich genommen keinen Sinngehalt transportieren. Erst im Zusammenhang mit den sprachlichen Lesarten wird das Gesicht zum Ausdruck von Wut oder Freude, was mit weiteren affektiven Körperempfindungen wie einem beschleunigten Puls einhergehen mag.¹ Die Kommunikation durch das Gesicht hängt so nicht notwendigerweise mit dem Subjekt zusammen,

1 Um die Bestimmung und Abgrenzung der Begriffe »Affekt«, »Emotion« und »Gefühl« werden in den sozial- und kulturwissenschaftlichen Affekt- und Emotionstheorien ausführliche Debatten geführt (vgl. Scheve/Berg 2018; Slaby 2018). Brian Massumi (2015) beschreibt Emotionen etwa als subjektbasiert, diskursiv und linguistisch vermittelt, demgegenüber er Affekte als unmittelbare, nicht-bewusste Intensitäten zwischen Körpern und ihre Kapazität »to affect or be affected« (ebd., S. 91) definiert. Affekte sind demnach nicht an die kulturellen Zeichensysteme gebunden. Mit poststrukturalistischen, feministischen Kritiken an Körper/Geist-Dualismen und den damit verbundenen Unterscheidungen von Ration/Passion, intentional/nicht-intentional etc. erscheint eine systematische Unterscheidung von Emotion und Affekt problematisch. Die Unterscheidung als Dualismus zeigt sich für eine vergeschlechtlichende Verwendung der Begriffe anschlussfähig (vgl. Ahmed 2014a, S. 206f.; Newmark 2008, S. 19f.). Denn im Kontext soziohistorischer Normen- und Wertesysteme werden Affekte und Affektivität seit der bürgerlichen Moderne und den Geschlechterideologien des 19. Jahrhunderts um das Modell der Vernunft weiblich assoziiert (vgl. Newmark 2008, S. 19). Sara Ahmed (2014a) macht in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam, dass auch affektive Körpererfahrungen nicht trennbar von dem Wissen und den Konzepten sind, die sie benennen. Sie geht davon aus, dass Affekte nur durch soziale und öffentliche Deutungskomponenten zugänglich und sie Teil eines Nexus aus leiblichen Regungen sowie diskursiven und subjektiven Dimensionen sind: »For sure the experience of ›having‹ an emotion may be distinct from sensations and impressions, which may burn the skin before any conscious moment of recognition. But this model creates a distinction between conscious recognition and ›direct‹ feeling, which negates how what is not consciously experienced may still be mediated by past experiences.« (ebd., S. 39) In Anlehnung an diese Überlegungen verwende ich in dieser Arbeit den Begriff

das affektiv bewegt wurde: »If I am startled by a sudden noise, my facial expression of fright is likely to precede my conscious experience of fear.« (ebd., S. 7) Das Gesichtsarrangement, das als ›zornig‹ oder ›traurig‹ gelesen wird, ist insofern in selbstläufige Prozesse eingebunden, die Teil der Erfahrung von Zorn oder Traurigkeit sein können, aber weniger ihr Endergebnis darstellen.

Dass das Gesicht als zentrales Signum von Mensch und Person fungiert, hängt in der kommunikationswissenschaftlichen Lesart mit der Konstruktion von Identität und dem Wiedererkennungswert zusammen. Obwohl die Gesichtszüge unterschiedlicher Menschen sich relativ geringfügig unterscheiden, ist es möglich, unzählige Personen anhand des Gesichts auch in dreidimensionaler Bewegung zu unterscheiden. Um ein lebendiges Gesicht als Identifikationsmerkmal einer Person wiedererkennen zu können, muss es Black (ebd., S. 13) zufolge daher mental abstrahiert und verallgemeinert, bzw. auf ein virtuelles Standbild (*freeze*) gebracht werden. Aus der kognitiven Fixierung folgt beispielsweise, dass Schnapsschüsse des bewegten Gesichts häufig als nicht adäquate Wiedergabe empfunden werden oder sie befremdlich wirken. Das mentale Selbstbild wird dann im Vergleich zu dem fotografischen Abbild als inkongruent erlebt. Die als misslich empfundene Abweichung von gewohnten Winkeln und Gesichtsausdrücken der Selbstbetrachtung, wie sie etwa im Badezimmerspiegel erscheinen, gibt Hinweise auf die Prinzipien der Gesichtswiedererkennung.

»Faces are implicated in the creation of restrictive identities in that faces *are* privileged identifiers used in official photographs (on driver's licenses or passports, for example) and the search for features that can be generalized into populations (of race etc.), but such enterprises begin by abstracting and fixing the face so that most of its relationship to living human bodies and human perception is destroyed.« (Ebd.; Herv. i.O.)

Für die Identifikation von Personen sind also entgegen der Fluidität des Gesichts die Fixierung, Abstraktion und Schematisierungen konstitutiv. Es lässt sich in Anlehnung an Deleuze als »real-but-abstract« (Massumi 2002, S. 4) beschreiben: Die sinnbezogenen Zugänge zum Gesicht sind demnach stets als konzeptionalisierende Beschreibungen zu verstehen. Obwohl das Gesichtsfleisch an und für sich keine Bedeutungen trägt und unbestimmt ist, werden ihm zum Zweck der Beschreibung von Personen immer wieder stabile Kategorien zugeordnet.

Positionale Lesarten eines weiblichen, alten oder nicht-mehrheitsdeutschen Gesichts sind über anatomisch-perzeptive, konzeptionelle und soziale Referenzen verteilt und kontextsituativ vermittelt. Die Bedeutungen sind der anatomischen Struktur des Gesichts folglich nicht inhärent – eine bestimmte Anordnung von Falten nicht selbsterklärend. Ebenso wenig ist der Ausdruck von Gender oder *race** in den Gesichtszügen selbst manifest, er wird vielmehr durch diese materialisiert.

Der Informationswert des Gesichts beschränkt sich diesen Überlegungen entsprechend nicht auf die zwischenmenschliche Kommunikation und Wahrnehmung von Personen. Die verallgemeinernden Vorgänge der kategorialen Gesichtsfixierung und davon

›Affekt‹ in einem offenen Charakter, da sich keine sinnvolle analytische (empirische) Unterscheidung treffen lässt.

abgeleitete Bedeutungen lassen sich daneben auf die breitere kulturelle Ebene beziehen. Auf dieser werden stabile Identitäten und darauf aufbauende soziale Ordnungen bzw. Regime auf vorgeblich präzise Bedeutungen im Gesicht zurückgeführt und fortgeschrieben. Historisch wie auch gegenwartsbezogen lassen sich dazu Beispiele für antisemitisch- bzw. rassistisch-beschriebene Nasen, Ohren oder Lippen benennen (vgl. Gilman 1999). Das eingefrorene und formalisierte Gesicht ist in dieser Hinsicht grundlegend für die Konstruktion zeitlich konstanter Eigenschaften, die in normativen Unterscheidungen und Gruppierungen von Menschen münden. In Anbindung an die hegemonialen Klassifikationssysteme wird das Gesicht so zur restriktiven Identitätsmaske spezifischer Gesichtspolitiken (vgl. Edkins 2015).

Wenn das Gesicht auch losgelöst vom Rest des Körpers als etwas kommunikativ wie technologisch Hergestelltes kulturelle Bedeutungsmacht entfaltet, hängen damit politisch anschlussfähige Hierarchisierungen zusammen. Entsprechend haben die vorherrschenden Lesarten zu Gesichtern und darauf aufbauende kategorische Unterscheidungen insbesondere für die jeweils appellierten Personengruppen handlungswirksame Konsequenzen. Am Gesicht werden kulturell-gefestigte und symbolische Zuschreibungen verortet, die in sozialen Interaktionen als (gewaltvolle) Anrufungen wirkmächtig werden können. Für eurozentrische Selbstverständnisse und Ausschlussprozesse ist nach Jenny Edkins (ebd., S. 28f.) dafür seit der Renaissance und den Aufklärungsepochen die Porträtmalerei zentral.

Diese begründete mit dem Bildformat das Konzept eines gesichts-basierten Individuums, mit dem zugleich spezifische Gesichtsmodelle ästhetisch idealisiert und transzendiert wurden. Nachdem das Gesichtspor-trät zunächst feudalen Personen vorbehalten war, weitete sich das Format mit der Verbreitung der Fotografie im 19. Jahrhundert auf die bürgerlichen Milieus aus. Mit dieser vermeintlichen Demokratisierung durch das Porträtfoto gingen zeitgleich Praktiken der repressiven Kontrolle einher: Die Klassifizierung von Gesichtspersönlichkeiten und Menschentypen etwa als ›Kriminelle‹, ›Delinquenten‹, ›Arme‹, ›Exotische‹ und ›Primitive‹ wurde unter anderem durch Polizei, Psychiatrie und koloniale Verwaltungen vollzogen. Für gegenwärtige Gesichtspolitiken, die an eine solche Typologie anknüpfen, wie beispielsweise die Praktiken des *racial profiling* oder Verschleierungsverbote, ist die Idee der Verfügbarkeit des lesbaren Gesichts konstitutiv. Wie Edkins (ebd., S. 165) ausführt, scheinen Menschen ohne Gesicht unvorstellbar, weil sie die konzeptionelle Trennung von Selbst und Anderem bedrohen.

»The face is the face in the mirror, the face of the other – the face that re-assures us of our imaginary constitution of our subjectivity as whole, distinct and separate – as an individual with control over themselves, body and soul. When the face is no longer there, our imaginary self crumbles and we are left confronting the void.« (Ebd.)

Korrespondierend dazu wird das Gesicht in zahlreichen Metaphern der Alltagssprache etwa als ›Spiegel der Seele‹, als ›Fenster zum Selbst‹ oder in der Umschreibung ›das wahre Gesicht zeigen‹ präsent. Das Gesicht vermittelt demnach etwas Dahinterstehendes: wie wir voneinander denken, welche Affekte durchlebt werden und zentral, wer wir ›wirklich‹ sind. Den semantischen Bildern liegt die Idee zugrunde, dass wir genau das sind, was das Gesicht anzeigt – und es das verkörpern sollte, was wir sind. Die Gesichtszüge dienen als unmittelbarer Beweis für eine bestimmte Persönlichkeit,

Verhaltensweisen und die Andersartigkeit von Menschen. Für das dieser Beobachtung zugrundeliegende Authentizitätsprinzip dienen Gesichter – insbesondere die Augen – als Marker für die Kongruenz zwischen Körper und Person.

Vom ›face work‹ zum ›facial work‹

An diese theoretischen Vorüberlegungen angelehnt, verdeutlicht Heather Laine Talley (2014), wie die interaktive Gesichtsbearbeitung (»Face-Work«) durch soziotechnologische Arbeiten am Gesicht (»facial work«) vermittelt ist. Die Gesichtsausdrücke und die Sprachartikulation, die das soziale Gesicht in zwischenmenschlichen Situationen hervorbringen, sind ihr zufolge mit der technologisch induzierten Bedeutungsproduktion am Gesicht verwoben (vgl. ebd., S. 26): Gesichter sind das Ziel als auch das Medium von Interventionen durch Markierungen, Messungen, Unterspritzungen, Schneidepraktiken und Neuarrangements von Haut, Muskel- und Fettgewebe. Wie die wirkmächtigen Identitätskonzepte und die materialen Bearbeitungsformen des Gesichts sich dabei wechselseitig bedingen, verdeutlicht sich etwa eindrücklich anhand der Diskurse zu Gesichtstransplantationen (vgl. ebd., S. 145f.). Bei den Maßnahmen wird die Gesichtshaut einer verstorbenen Person dazu verwendet, das versehrte Gesicht von Unfall- oder Gewaltopfern zu rekonstruieren.² Gesichtstransplantationen werden medizinisch trotz ihrer ästhetisch verändernden Effekte nicht als kosmetische Eingriffe, sondern als rekonstruktive Verfahren verstanden. Hierbei definieren nicht die bioorganischen Funktionen – Atmung, Seh-, Riech-, Hör- oder Sprachvermögen – das wiederhergestellte Gesicht als authentisch. In der medizinischen Deutung rekonstruieren die Verfahren mit dem Gesicht die Identität der Person selbst (vgl. Gilman 2010b).

Dementsprechend wird die übertragene Haut nicht automatisch durch die neue Trägerin bewohnbar. Vielmehr stellen die der Spenderin zugeordneten Eigenschaften, ihr Geschlecht, das Alter der Gesichtshaut sowie die rassifizierte Position am Konzept der Hautfarbe Faktoren für die Vereinbarkeit des übertragenen Gesichts mit der Identität der Empfangenden dar. Die der Gesichtshaut zugeordneten Identitätsmarker stehen so in einem Selbstbezug: Die ganze Person, einschließlich ihrer Vorfahren, der biografischen Geschichte und Wünsche, findet in der Gesichtshaut Platz (vgl. ebd., S. 134).

Der Kulturhistoriker Sander Gilman (ebd.) spricht daher von einer mit den Transplantationen hergestellten »hybriden Inauthentizität«, die letztlich auch den Status des Nicht-Lebendigen auf die Spendenempfängerin übertrage.³ Das transplantierte Ge-

- 2 Ganze oder Teil-Transplantationen des Gesichts zur Behandlung von Gesichtsverletzungen werden nach Edkins (2015, S. 160f.) immer häufiger durchgeführt. Seit dem ersten Transplantat im Fall von Isabelle Dinoire von 2005 in Frankreich sind über zwanzig Fälle berichtet worden. Einer der damit verknüpften ethischen Konflikte bezieht sich darauf, dass die als gesichtsdifferent gelesenen Menschen nach der Transplantation zwar in Bezug auf vorherrschende Erwartungen zum Gesicht normalisiert wurden, sie dadurch jedoch erhebliche Gesundheitsrisiken wie immunologische Reaktionen und zahlreiche Nachbehandlungen in Kauf nehmen müssen (vgl. Talley 2014, S. 148).
- 3 Die Verhandlung von Authentizität zeigt sich im Sinne eines ideologischen Prinzips z.B. in Bezug auf die Gesichter von Grenzfiguren der kosmetischen Chirurgie, etwa wenn beschrieben wird, dass Schauspieler_innen wie Renée Zellweger nach kosmetisch-chirurgischen Gesichtsmodifikationen nicht mehr wiederzuerkennen seien oder maskenhaft aussehen würden. Ähnlich gilt Michael Jacksons Nase als Inbegriff für die Schäden, die entstehen, wenn jemand wie eine andere

sicht wird demnach als soziomaterialer Grenzbereich verhandelt, der zwischen der Maske⁴ einer toten Person und dem sozialen Tod der gesichtsdifferenten Person vor der Operation angelegt ist (vgl. Talley 2014, S. 150). Das Beispiel der Gesichtstransplantationen zeigt auf, wie diskursive Konstruktionen des ›hässlichen‹, ›entstellten‹ oder ›unansehnlichen‹ Gesichts für hegemoniale Bestimmungen des sozialen Gesichts konstitutiv sind. Sie sind für daran anschließende Machbarkeitsnarrative und -praktiken zentral (vgl. Rodrigues/Przybylo 2018; Talley 2014).

Einblicke in die Geschichte der kosmetischen Chirurgie verdeutlichen, dass die zeitgenössischen Körperideale in dieser Hinsicht das politische Profil von Gegenwartsgesellschaften reflektieren (vgl. Kap. 2.1). Gilman (1999) zeichnet nach, wie die Entwicklung der kosmetisch-chirurgischen Gesichtsmodifikationen durch soziale Ordnungsmuster vermittelt und über verschiedene Bedeutungsmarkierungen der Gesichtserscheinung dynamisiert wurde. Die anerkannten Motive für die Eingriffe am Gesicht haben sich dementsprechend im Verlauf der letzten Jahrhunderte stark gewandelt.

Für die historisch-genealogische Entwicklung der kosmetisch-chirurgischen Verfahren und Techniken spielen die Modifikationen von Gesichtszügen – insbesondere der Nase – insgesamt eine zentrale Rolle. Erste chirurgische Prozeduren an der Nase in Indien werden auf ca. 800 vor der heutigen Zeitrechnung datiert.⁵ Die Operationen wurden u.a. an Nasen unternommen, die als Strafe für einen Ehebruch amputiert wurden (vgl. Parker 2010, S. 14). Mit der Adaption indischer und arabischer Techniken durch den byzantinischen Arzt Paulos von Aigina (625–90) wurden Nasenrekonstruktionen auch in den europäischen Raum der Spätantike eingeführt.⁶ Diese ersten Modifikationen der Gesichtszüge wurden in Abwägung medizinethischer, moralischer wie religiöser Prinzipien zunächst nur auf Basis funktionsbezogener Argumente durchgeführt, auch wenn ihnen ein ästhetischer Mehrwert zugeordnet wurde (vgl. Santoni-Rugiu/Sykes 2007, S. 169).

Die heutigen Techniken der kosmetischen Nasenoperation wurzeln in der sozialen Stigmatisierung von Krankheitsmarkern der Syphilis im Europa des 17. und 19. Jahr-

Person aussehen will (vgl. Gilman 2010b; Davis 2008). Der Wunsch zur äußeren Veränderung wird entsprechend häufig als Psychopathologie gedeutet, wenn vorgeblich feste kategoriale Zuordnungen (Identität, Gender, *race**) im Effekt überschritten werden.

- 4 Einblicke in die Geschichte der plastischen Chirurgie zeigen, dass Ärzt_innen im historischen Verlauf mit Maskenbildner_innen zusammenarbeiteten. Die Fertigung von Masken, die der Versorgung der kriegsversehrten Gesichter dienten, rückte die plastische Chirurgie in ihrem diskursiven Selbstverständnis in die Nähe des künstlerischen Handwerks. Die Masken dienten zwar der Wiederherstellung von Gesichtszügen, sie zeigten nach Annelie Ramsbrock (2010, S. 137f.) in ihrem Einsatz jedoch auch die zeitgenössischen Grenzen der plastisch-chirurgischen Machbarkeit auf.
- 5 Erste Augenlidoperationen sind aus dem 9. und 17. Jahrhundert bekannt. Hier wurden Hautanteile des Lids, die das Sichtfeld einschränkten, mit Scheren entfernt (vgl. Gilman 1999, S. 321). Erst mit der Verfügbarkeit von Anästhesie und Antisepsis ließen sich die Operationen für kosmetische Zwecke legitimieren.
- 6 Während die ersten Techniken zusammengenommen Hautlappen aus anderen Gesichtsbereichen wie der Stirn dazu verwendeten, die Nase zu modellieren, setzte sich zum Ende des 19. Jahrhunderts ein intranasaler Ansatz durch. Bei diesem werden Weichteile und Knorpel ohne äußere Schnitte modifiziert. Erst die dadurch ermöglichte Narbenfreiheit normalisierte die Maßnahme (vgl. ebd., S. 91).

hunderts.⁷ Das Aussehen der Nasenform wurde zudem in den 1920er und 1930er Jahren im Kontext des modernen Antisemitismus für jüdische Personen in Deutschland zum Kriterium der sozialen und ökonomischen Position und Teilhabe, das in der chirurgischen Bearbeitung mündete. Mit einer nicht als ›jüdisch‹ identifizierbaren Nase wurde die Hoffnung auf ein Durchgehen als unsichtbar, das *Passing* in der Verfolgungsgesellschaft verknüpft (vgl. Gilman 1999, S. 22).

Der Chirurg Jacques Joseph führte einen Großteil der Techniken zur Nasenverkleinerung während des Ersten Weltkriegs ein. Joseph konnte als Jude in der Berliner Charité noch bis in die Anfänge des Zweiten Weltkriegs praktizieren und operierte an als jüdisch-gelesenen Ohren und Nasen (vgl. ebd., S. 314).

Die rassistische und antisemitische Deutung der Körperteile als Differenzmarker, die mit Krankheit, moralischer Korruption und Gewinnsucht parallelisiert wurden, fußte in den Leitgedanken der Physiognomik und der Phrenologie.⁸ In den pseudowissenschaftlichen Lehren wurden Sinne der Rassenideologie etwa die Nasenproportionen und Gesichtszüge relationiert bzw. Schädelmessungen vorgenommen. Die eugenischen Leitideen wurden auf diese Weise pseudoempirisch unterfüttert (vgl. Santoni-Rugiu/Sykes 2007, S. 308; Gray 2004). Neben Referenzen auf kunst-anatomische Proportions-Studien der klassizistischen Bildhauerei trugen die Gesichts- und Kopfvermessungen in den 1920er Jahren zur Normalisierung vermeintlicher Durchschnitts- und Symmetriewerte zum Gesicht bei (vgl. Ramsbrock 2010, S. 147).⁹

-
- 7 Die Krankheit wurde historisch mit moralischer Korruption und Degeneration assoziiert und begründete dementsprechend ein soziales Stigma (vgl. Gilman 1999, S. 10). Die aufgrund der Infektion veränderte Nase wurde im 19. Jahrhundert zunächst mit Injektionen und Implantaten bearbeitet. Dies trug dazu bei, den Ruf der Profession als Scharlatanerie zu prägen, da die Praxis das so gedeutete gottgegebene Schicksal unterwanderte. Die Nase stellte nicht nur in Zusammenhang mit der Moralisierung von Sexualität einen Differenzbezug am Körper dar. Zudem basierten und basieren bis heute rassistische Konstruktionen von Andersartigkeit und damit verknüpfte ethnisch-kulturelle Stereotypisierungen auf inhaltlichen Zuschreibungen zu Nasenformen. In diesem Zusammenhang stellt der im Diskurs nach wie vor verwendete Begriff »Sattelnase« ein Beispiel für die ko-konstitutive normative Terminologie zu einzelnen Körperteilen im Zusammenhang mit der soziotechnischen Genese der Verfahrensarten dar (vgl. Kap. 4.3). Aufgrund der mit dem Sprachbild assoziierten Verbindung zur Syphilis wurde die Nasenform von den aufsuchenden Patient_innen problematisiert (vgl. Haiken 1997, S. 20f.).
- 8 In den Leitideen der Physiognomik stellen die Größe und der Abstand der Gesichtszüge ein Verhältnis dar, um Individuen zu identifizieren. Dies findet sich in eugenischen Konzepten auf gruppenbezogener Ebene wieder: »Eugenics does the same, this time in order to identify groupings of individuals according to their ethnic or racial origin.« (Edkins 2015, S. 103) In der phrenologischen Pseudowissenschaft werden zudem anhand der Topologie des Schädels mentale Eigenschaften an Teilen des Gehirns zugeordnet (vgl. ebd., S. 102-109). Die Techniken zielten darauf ab, das Gesicht vermeintlich lesen zu können. Sie bereiteten den Weg für populäre sogenannte Wissenschaften der Persönlichkeit wie rassistische Charaktertypologien, die auf medikalisierte und quantifizierende Modelle rekurren.
- 9 Die Ideologie, in der das ›Schöne‹ und ›Gesunde‹ durch das ›Symmetrische‹ definiert sind, geht nach Gilman (1999, S. 149f.) auf post-aufklärerische Ideen zurück. Demnach dienten die Skulpturen und Körperbilder der griechischen Antike als Ideal des Nicht-Markierten und Regulären. Insbesondere die Nase wurde im Zuge der selektiven Idealisierung dieser Epoche als Hochkunst zum Signum der euro- und anthropozentrischen Hegemonie: »[T]he original nose, the normal nose,

Im Kontext von Pathologisierung, kultureller Stereotypisierung und Verfolgung versprachen die Verfahren der Gesichtsmodifikation somit die Flexibilität der symbolischen (Nicht-)Zugehörigkeit im körperlich und visuell vermittelten Gesellschaftsgefüge.¹⁰ Die kosmetisch-chirurgische Bearbeitung der Gesichter zielte darauf ab, mit den ausgegrenzten Körperformen auch die soziale Position von Menschen in Übereinstimmung zu den hegemonialen Deutungsperspektiven zu rehabilitieren. Das Ziel der Veränderung rassifizierter Merkmale bildet sonach einen genealogischen Bezug zu dem heutigen Motivationspektrum der Praktiken, die vornehmlich auf die Marker des Alters ausgerichtet sind. Gilman (1999) hält dazu fest, dass

»[o]nce you can change what a society understands as unchangeable, such as racial markers, then it is possible to imagine altering other aspects of the body that seem permanent, such as signs of aging. The historical development of specific procedures mirrors the unique double face of aesthetic surgery as parallel to and different from reconstructive surgery« (ebd., S. 16).

Eine semantische Wendung in der Plausibilisierung der Gesichtsmodifikationen hin zur offenen Beschreibung als kosmetisch, fußt nach Haiken (1997) in der US-amerikanischen Einwanderungsgeschichte. Im Kontext der Migration zu Beginn des 20. Jahrhunderts verdichteten sich am Bedeutungsnexus des Gesichts komplexe Identitätsordnungen um Herkunft, *race** und Ethnizität. Insbesondere als ›jüdisch‹-, ›irisch‹- oder ›orientalisch‹-gedeutete Gesichtszüge dienten als visuelles Material für gruppenbezogene Differenzzuschreibungen.

Das *Passing* im US-amerikanischen Immigrationskontext bezog sich nach dem Ersten Weltkrieg auf ökonomisch-motivierte Zukunftserwartungen, die an eine Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft gekoppelt waren.¹¹ Nach Haiken (2000; 1997) formierte sich die kosmetische Gesichtschirurgie entlang der Prozesse der US-amerikanischen nationalen Identitätskonstruktion. Demnach gründet die Entwicklung der Verfahren trotz ihrer internationalen Verbreitung »in complex questions of gender, race, culture, and personal identity« (Haiken 2000, S. 84), die in der Hybridkultur der diversen Migrationsbezüge der 1920er Jahre auszumachen sind. Das Klima des pseudowissenschaftlichen und eugenischen Diskurses untermauerte den impliziten Versuch, quasi

the healthy nose is that of the European, which may be altered through cultural interventions, but remains a sign of the universality of all human beings.« (ebd., S. 90)

10 Mit den technischen Entwicklungen der Nachkriegsgeschichte des Ersten Weltkriegs wurden diverse kosmetisch-chirurgische Verfahren wie die Nasenverkleinerung und die Modifikation weiterer Gesichtszüge weiterentwickelt. Viele kosmetisch-chirurgische Verfahren zur Gesichtsmodifikation wurden dementsprechend zuerst in der Zeit um die 1910er Jahre in den USA entwickelt und erprobt. So führte etwa der Chicagoer Chirurg Charles Miller die Augenlidstraffung 1906, die Wangenstraffung 1912 und die Halsstraffung 1919 ein (vgl. Gilman 1999, S. 311). Seine Schnitttechniken waren bis in die 1970er Jahre maßgebend.

11 Wie weiter oben ausgeführt, war die Zielperspektive der Gesichtschirurgie im Nachkriegskontext des Ersten Weltkriegs begründungslogisch auf die Rekonstruktion einer dezidiert männlich-positivierten Gesellschaftsfunktion ausgerichtet, die von dem Modell des *male bread winners* und dem Ideal der Selbstversorgung getragen war (vgl. Kap. 2.1). Die mithilfe der Verfahren normalisierte Position basierte auf sozialen Identitätskonstruktionen zum männlichen Gesicht (vgl. Haiken 2000, S. 84).

ein neues Gesicht der US-amerikanischen Gesellschaft qua Einwanderungsgesetz zu prägen. Dieses untersagte etwa die Immigration aus Asien und privilegierte nord- und westeuropäische Migrant_innen gegenüber denjenigen aus Süd- und Osteuropa. Eine dieser Selektion zugrundeliegende Annahme lag darin, dass Gesichter als herkunftsanzeigend lesbar seien und sie somit im Rahmen des verbreiteten Stereotypenwissens Rückschlüsse auf einen identitätsbezogenen Charakter rassifizierter und ethnisierter Gemeinschaften zulassen (vgl. ebd.).

Korrespondierend zu dieser Entwicklung orientierten sich nach Haiken (ebd.) vorherrschende Körpermodelle zunehmend am Ideal einer urbanen Selbst-Präsentation. Diese verbindet zusammengenommen die Privatisierung der Lebensformen, die mit dem Schwinden großer, kommunaler Agrargemeinschaften erfolgte, mit der Individualisierung des Körpers (vgl. Brooks 2017, S. 12). Damit ging einher, dass die Befürworter_innen der kosmetischen Chirurgie zunehmend die ökonomischen und sozialen Vorteile eines jugendlichen Aussehens in den Vordergrund stellten. Falten und andere Hauterscheinungen wurden im Zuge dessen nicht mehr als faktische Merkmale eines ›natürlichen‹ Alterns beschrieben, die Alterserscheinungen zeigten in der Argumentationslinie eine spezifische Haltung zum Alternsprozess an (vgl. Haiken 2000, S. 83). Die Idee der Verjüngung wurde so zunehmend zu einer Chiffre für ökonomischen Fortschritt, der auf Prozessen der individuellen, körperbezogenen Veränderung basiert.¹²

Parallel dazu wurde mit der Aufklärungsbewegung ab dem 18. Jahrhundert der alternde bzw. gealterte Körper zunehmend als ›krank‹ beschrieben und analog zu dem als dick-verstandenen Körper zum konstitutiven Grenzbereich in Bezug auf ästhetische Körperideale (vgl. Kap. 7.1). Die kosmetisch-chirurgischen Eingriffe am Gesicht wurden dementsprechend mit einer Rhetorik der Verjüngung legitimiert, welche die Heilung und Therapierbarkeit des gealterten Aussehens versprach (vgl. Gilman 1999, S. 310).

Einigen Berichten zufolge führte Eugen Holländer ab 1901 erste Gesichtsstraffungen (Facelifts) in Berlin durch, die mit den altersbezogenen Leiderzählungen von Patientinnen in Zusammenhang gebracht werden (vgl. Barrett et al. 2016). Das Facelift entwickelte sich seitdem zu einem verbreiteten chirurgischen Verfahren, mit der die Oberfläche des Gesichts durch die Spannung der Haut dadurch verändert wurde, dass Hautlappen entfernt und die Enden neu zusammengenäht wurden.¹³ Da die Entfer-

12 Dementsprechend setzen zu Beginn des 20. Jahrhunderts Ansätze einer sogenannten Verjüngungswissenschaft ein, womit das kommerzielle Angebot an Verjüngungsmaßnahmen, Anwendungen und Produkten zunahm. Nach Gilman (1999) konkurrierten darin zwei vorherrschende Modelle, mit der die Überwindung des Alterns plausibilisiert wurde. Zum einen zielten viele Maßnahmen wie z.B. Hormontherapien oder Transplantationen reproduktiver Organe auf eine transformative Verjüngung ab. Sie versprachen ›the complete transformation of the aged body into a youthful one‹ (ebd., S. 295). Zum anderen entwickelte sich vor dem Hintergrund der Erkenntnis, dass eine Mimikry der Jugend nicht möglich sei, mit den kosmetisch-chirurgischen Verfahren der Leitgedanke der Unkenntlichmachung und Hemmung des Alterns durch die Anpassung des Körpers. Während die moderne Gerontologie und Molekularbiologie weiterhin dem Prinzip der Reparatur von Zellveränderungen und regenerativen Prozessen folgt, findet sich die Idee der Altersverzögerung in der Anti-Aging-Formel wieder.

13 Es folgten weitere Facelifts in den 1910er Jahren durch Erich Lexer, der ebenfalls in Berlin tätig war, sowie Charles Miller und Max Thorek in Chicago (vgl. Gilman 1999, S. 309f.). In diesem Zeitraum begann zudem die als Feministin bekannte Chirurgin Suzanne Noël (1878-1954) damit, das

nung von großen Hautarealen notwendig war, um das Gesicht straffen zu können, wurden dabei auch Techniken zur Narbenvermeidung generiert.¹⁴ Dies war dadurch bedingt, dass die Eingriffe im Ergebnis unsichtbar bleiben mussten, um die therapeutische (Un-)Sichtbarkeit der mit dem Verfahren anvisierten sozialen Position im gesellschaftlichen Ordnungsgefüge erzielen zu können.

Mit der Popularisierung psychoanalytischer Konzepte und Therapieansätze wurde nach den 1940er Jahren das Altern als zentrale Motivationsfolie für weitere aufgegriffen. An das Modell des *Passing* angelehnt, das durch Leid-Erzählungen motiviert ist, wurde zunehmend ein durch Körperbearbeitung angepasstes Altersbewusstsein im Sinne einer psychologischen Behandlung geltend gemacht. Die kosmetischen Verfahren wurden entsprechend psychotherapeutisch ausgerichtet, indem die Verbesserung des mentalen Innenlebens immer deutlicher an die Veränderung des Äußeren geknüpft wurde (vgl. Gilman 1999, S. 309). Der Zustand des Vorherigen begründete darin das Authentische: Die kosmetisch-chirurgische Annäherung an die soziale Position wurde damit im Wesentlichen über die Relation von ›jugendlich‹ und ›alt‹ vermittelt.

Auch Haiken (2000, S. 88) stellt die Popularisierung der kosmetisch-chirurgischen Gesichtsmodifikationen in Verbindung zu der zunehmend psychologisierten Kultur des 20. Jahrhunderts. Das psychologische Legitimations-Modell der kosmetischen Chirurgie ist demzufolge von der Idee getragen, dass sich die Konstruktion der individuellen Identität aus der Passung von Innerem und Äußerem zentral am Gesicht manifestiert. Der den Verfahren bzw. ihren Nutzenden im kritischen Sinne zugeordneten Oberflächlichkeit wurde so mit einem erweiterten Gesundheitskonzept begegnet. In diesem wurde die medizinische Indikation von der therapeutischen Heilung auf die Konstruktion einer körperlichen Balance übertragen (vgl. Ramsbrock 2010, S. 137f.). Physische wie auch psychische Facetten begründen darin das Gesamt der sozialen Gesundheit von Personen.

Da die Gesundheitsgefahr der Eingriffe in medizinethischen Diskursen im Verhältnis zu dem hippokratischen Heilsversprechen aufgewogen wurde, bedurfte es Messverfahren, die eine klinische Evidenz nachwiesen. Die systematische Beschreibung »psychophysischer Denkweisen«, die mit den Selbsterzählungen von aufsuchenden Patient_innen begründet wurde, lieferte dieser Hinsicht neue medizinische Behandlungsformeln (vgl. ebd. S. 139).

Verfahren der Gesichtsstraffung (als »petite opération«) in Frankreich bekannt zu machen. Ihr Interesse und ihre Techniken widmeten sich insbesondere dem Alternsprozess der Gesichtshaut und der Modifikation von Gesichtsfalten. Sie vertrat eine affirmative Haltung zur kosmetischen Chirurgie und sah es als Frauenrecht an, die als nachteilig empfundenen körperlichen Erscheinungen durch kosmetisch-chirurgische Verfahren ausgleichen zu können. Sie verhalf entsprechend dazu, die Möglichkeiten der kosmetischen Chirurgie unter Frauen der europäischen Bourgeoisie – darunter die Schauspielerin Sarah Bernhardt – zu popularisieren. Dazu trug bei, dass Noël sich für eine sozial möglichst unauffällige Behandlung und die psychologisierte Auffassung der Verfahren einsetzte (vgl. Santoni-Rugiu/Sykes 2007, S. 326).

- 14 Die Hautstreifen wurden am oberen Haaransatz und hinter den Ohren entfernt und ohne die Unterhöhler der Gesichtshaut zusammengenäht. Seit den 1950er Jahren wird die Modifikation der Gesichtsmuskulatur und der Fettverteilung, das heißt der morphologischen Strukturen, als SMAS-Technik (Superficial Muscular Aponeurosis System) einbezogen.

Grundlage dessen war die Klassifikation der Motive nach psychologischen Mustern, indem ein Zusammenhang zwischen einem ›normalen Aussehen‹ und der psychischen Funktion und Verfassung hergeleitet wurde. In diesem Konnex wurden erstmals psychische Befindlichkeiten auf die somatische Erscheinung bezogen und etwa der Diagnose einer Depression zugeordnet, die als Folge eines »Minderwertigkeitskomplexes« (Haiken 1997, S. 114) beschrieben wurde. Die Abweichung von verallgemeinerten ästhetischen Normen avancierte damit zum Leitmotiv der kosmetisch-chirurgischen Verfahren.¹⁵ Der psychisch krank machende Körper stellte dementsprechend zu Beginn des 20. Jahrhunderts die empirische Argumentationsgrundlage im kosmetisch-chirurgischen Diskurs dar, mit der sich das Pathologische bestimmen ließ. Psychophysische und psychosoziale Deutungsmuster zum normalen Aussehen des Körpers erlangten seitdem den Status des medizinischen Handbuchwissens.

Während den Verfahren im internationalen Diskurs weiterhin mit Skepsis begegnet wurde, führten mehrere gesellschaftliche Umbrüche zu einer breiteren Legitimation im Kontext der *weißen*, US-amerikanischen Mittelschicht der 1950er und 1960er Jahre. Einen Zusammenhang, den Haiken (1997) als das »Lifting der Mittelklasse« (S. 131) beschreibt. Grundlegend dafür war die mediale Berichterstattung über die Verfahren als zweckmäßiges Mittel zur Verjüngung (vgl. ebd., S. 132). Das öffentliche Wissen um die Gesichtsmodifikation speiste sich aus Filmen und Werbung in Magazinen, die häufiger visuell und mit Farbfotografien gestaltet waren. Die positive Berichterstattung zur Kriegschirurgie bediente sich zudem einer Rhetorik der Magie und der Wunder, von der die öffentliche Wahrnehmung der plastischen Chirurgie insgesamt durchzogen war. Als dafür entscheidendes Narrativ macht Haiken (ebd., S. 134) die Wiederherstellung des männlich-positionierten Gesichts der kriegsversehrten Soldaten aus. Den ›Männern ein neues Gesicht zu geben‹ stellte dabei auch in sozialer Hinsicht einen zentralen Topos der kosmetischen Chirurgie dar, an dem sich die soziotechnischen Entwicklungsdynamiken verdichten.

Altern als Zielperspektive der kosmetischen Chirurgie

Da die Anzahl der verwundeten Soldat_innen die Anzahl an ausgebildeten Chirurg_innen beförderte, mangelte es in der Nachkriegszeit zum Zweiten Weltkrieg zunächst an Patient_innen (vgl. ebd.). Die Suche der Chirurg_innen nach neuen Einsatzgebieten mündete dementsprechend in der zunehmend zielgruppenspezifischen Vermarktung der medizinischen Verfahren und Technologien. Die adressierten Protagonistinnen waren Frauen mittleren Alters: »The first problem they targeted was aging, and the first audience they targeted was female – specifically, middle-aged, middle class women.« (ebd., S. 134)

Im Wohlstand der US-amerikanischen Nachkriegsgesellschaft und der entstehenden Konsumkultur der 1950er und 1960er Jahre waren nach Haiken (2000) Frauen im Alter zwischen 40 und 50 Jahren mit den diskursiven Idealen der neuen Jugendkulturen konfrontiert. Die moderne, das heißt ökonomisierte Welt wurde darin konzipiert.

15 Im medizinischen Diskurs wird die Verbindung von Psychologie und Ästhetik unlängst als wesentlicher Gesundheitsaspekt auch durch Hals-, Nasen-, Ohren-, Haut-, Zahn- oder Allgemeinärzt_innen anerkannt.

tionell und narrativ zunehmend an ein normatives Ästhetikideal geknüpft. Die rhetorische Gleichsetzung von Schönheit und Jugendlichkeit weitete sich dabei auf eine innere geistige Haltung und die Verkörperung eines jugendlichen Gefühls aus. ›Jugendlichkeit‹ wurde so jenseits der chronologischen Altersbeschreibung als eine abstrakte Qualität entworfen. Diese Idealisierung war von dem Duktus begleitet, die Jugendgeneration als Hoffnungsträger einer gesellschaftlichen Absatzbewegung zu statuieren, was das intergenerationale Verhältnis sowie die Alterskonzeptionen insgesamt veränderte.

Während Altern vormals zwar als tendenziell unerwünschter, jedoch natürlich- und daher ehrwürdig-kodierter Vorgang gedeutet wurde, stellte der Prozess in dieser Perspektive zunehmend einen Gegenstand der eigenen Gestaltung dar. Die darin verhandelten Konzepte des Alterns und dessen körperlichen Effekte bezogen sich so vornehmlich auf Weiblichkeitsverständnisse, die insbesondere für Frauen mittleren Alters zur Frage der sozialen Anerkennung wurden.¹⁶

Um die diskursive Figur der ›Frau mittleren Alters‹, also zwischen 40 und 60 Jahren, festigte sich parallel dazu ein Gleichheitsnarrativ, das die altersbezogenen Differenzen in Bezug auf die ökonomischen Positionen von Frauen auszugleichen versprach. Die kosmetisch-technologischen Entwicklungen wurden entsprechend als Befreiungsstrategie verhandelt, indem die Folie des ›jungen Aussehens‹ auf weibliche Körper aller Altersgruppen optioniert wurde. Körperbezogene Beschreibungen des Alterns wie ›weißes Haar‹, ›Gesichtsfalten‹, ›sichtbare Adern‹ und andere Hauterscheinungen wurden dementsprechend vermehrt als Anzeichen der Veränderbarkeit interpretiert und mit normativen Handlungskonzepten – der Behandlung – verwoben (vgl. ebd.).

Die veränderten gesellschaftlichen Erwartungen an das Altern boten die ideale Projektionsfläche für das Modell der sozialpsychologischen Legitimation zu den kosmetisch-chirurgischen Eingriffen. Denn die Diskursivierung der Alternsgestaltung ging mit einem therapeutischen Ethos einer, das insgesamt den Fokus auf einen individuellen Umgang mit sozialen Problemen richtete. Sozialstrukturell-bedingte Ungleichheiten wie die kulturelle und ökonomische Unsichtbarkeit von Frauen mittleren Alters wurden auf diese Weise individualisiert und an die Veränderung der einzelnen gebunden. Währenddessen bestanden normative Annahmen etwa darin fort, dass Frauen durch ein emotionaleres Verhalten und damit verknüpfte expressive Gesichtsausdrücke, die vorgeblich die Faltenbildung begünstigen würden, ein intensiveres Altern zugeordnet wurde: »Ironically, women learned, it was femininity itself that caused aging.« (ebd., S. 151) Stressbewältigung und Emotionskontrolle wurden damit zu vergeschlechtlichten Topoi der Alternsgestaltung.

16 Während idealtypisch angenommen wurde, dass Altern mit negativen Effekten insbesondere für Frauenkörper einher geht, wurde dem Altern von Männern ein Mehr an Macht bzw. Attraktivität zugeordnet. Im Kontext der vorherrschenden homophoben Maskulinitätsmodelle bedeutete dies, dass kosmetische Modifikationen am männlich-positionierten Aussehen nicht öffentlich kommunizierbar waren bzw. diese diskriminiert wurden. Dennoch stellten laut Haiken (2000; 1997) in den 1960er Jahren auch Männer in den USA kosmetisch-chirurgische Protagonisten dar, die das ›jugendliche‹ Aussehen des Gesichts im Narrativ der Karriereförderung rahmten. Das negative Bild des Alterns und ein daran geknüpftes Gebot der Selbst-Ökonomisierung bezog sich somit zunehmend auch auf Männerkörper.

In diesem Zusammenhang wurde das gealterte Aussehen der Ehefrauen von Kriegsheimkehrenden diskursiv als Nachkriegs-Verpflichtung der Frauen verhandelt, sich körperlich zu verändern. Zudem verschärften die sozioökonomischen Zwänge die öffentliche Linse auf die Erscheinung von Frauenkörpern. Der Zugang zum Arbeitsmarkt war vor allem auf Dienstleistungsberufe in den öffentlichen Sektoren (*frontdesk jobs*) sowie Positionen im Einzelhandel begrenzt, in denen Frauen im doppelten Sinne »ästhetische Arbeit« (Elias et al. 2017) vollzogen: am eigenen Körper und als Vorzeigekörper der Unternehmen. Das als angemessen gedeutete Aussehen war dabei in ein Verhältnis aus Konkurrenzpositionen unter Frauen um die wenigen verfügbaren Jobs und Marketingstrategien der Unternehmen eingebunden.¹⁷

Die wissenschaftlichen und marktwirtschaftlichen Entwicklungen in den USA führten in den frühen 1960er Jahren zur verstärkten Medienpräsenz der kosmetisch-chirurgischen Angebote, die zudem in Konkurrenz zu weiteren Fachdisziplinen offen kommerziell beworben wurden. Seit den 1950er Jahren wurde die Information der Laien-Öffentlichkeit durch die *American Society of Plastic and Reconstructive Surgeons* zur aktiven PR-Angelegenheit erklärt, was neue medizinethische Grundsätze bestärkte (vgl. Haiken 1997, S. 137f.). Demnach wurde die mediale Berichterstattung über die kosmetisch-chirurgischen Verfahren als Aufklärungsorgan positioniert, auf das die Chirurg_innen Einfluss nehmen konnten. Das darin gezeichnete Bild des modernen Lebensstils durch technologische Unterstützung griff häufig auf ein Begriffsrepertoire zurück, das der häuslichen Sphäre entstammt: Das Facelift wurde im Vokabular des Schneiderns, Putzens und Kochens – des Faltenstraffens, Zusammennähens und Ausbügeln – beschrieben. Die sprachliche Annäherung an die adressierten Frauen der *weißen* Mittelklasse inkludierte so weiblich-konnotierte Praktiken in die der kosmetischen Chirurgie. Die Informationsverbreitung wurde zudem in redaktionelle Beiträge eingewoben, die allgemeinere Körperpflege-Themen im Sensationsstil mit den Verfahrensbeschreibungen verknüpften. Dies generierte eine hohe Anzahl an Nachfragen in Form von Leser_innen-Briefen, die nach Haiken (ebd.) bis in die 1970er Jahre anhielt.

Die negative Konstruktion des gealterten Gesichts im Sinne einer ästhetischen Qualität und damit verwobene normative Gesichtspolitiken sind in historisch-genealogischer Perspektive durch den kulturellen Impetus der mediengeleiteten Konsumkulturen ko-konstituiert. Darin entwickelten sich nach Woodward (2006) insbesondere normative Lesarten zum weiblich-positionierten Körper, die an einer »youthful structure

17 Nach wie vor stellen (Frauen-)Körper einen bedeutsamen Aspekt der ästhetischen Arbeit dar, die Unternehmen nutzen, um ein bestimmtes Image ihres Angebots für kommerzielle Vorteile zu kreieren (vgl. Elias et al. 2017). Spezifische körperliche Attribute sowie ein als stylisch und gepflegt erachtetes Aussehen sind in diesem Sinne oft Teil der unternehmerischen Marketingstrategien. Dabei werden das soziale Milieu, die sexuelle Orientierung oder die ethnische Zugehörigkeit der Angestellten im Rahmen der dargestellten Affekte, Sprachstile, Körpersprache und Kleidung insbesondere in Berufsfeldern wie dem Einzelhandel, der Medien- und Unterhaltungsbranche, der Gastronomie und weiteren Dienstleistungsberufen wie der Flugbegleitung strategisch eingeplant. Die Verknüpfung spezifischer Erscheinungsweise mit den erhofften Gewinnen baut darauf, dass stereotype Erwartungen und ein Attraktivitätsempfinden seitens der Kund_innen angesprochen werden (vgl. Waring 2011; Warhurst et al. 2009).

of the look« (ebd., S. 163f.) orientiert sind. Diese gehen jedoch nicht linear aus den idealisierten Bildern und Modellen von Jugendlichkeit hervor. Die dominante Perspektive auf das gealterte und weibliche Gesicht als interventionsbedürftig, kann demnach vielmehr als Ausdruck der sozialpolitisch wie kulturell hegemonialen Alterskonfiguration verstanden werden. Die nachgezeichneten Konstitutionsebenen des sozialen Gesichts als ideologischer Bedeutungszusammenhang zum Menschlichen sind in dieser Hinsicht durch die diskursive Entwertung des Alters vermittelt.

Seit den 1970er Jahren formieren sich korrespondierend zu diesen Entwicklungen analytische Perspektiven und bewegungspolitische Positionen, welche die altersbezogenen Ungleichheiten und Gesichtspolitiken zum Anliegen kritischer Intervention erheben. In feministischen Auseinandersetzungen mündet die wechselseitige Konstruktion von Gesichtsdifferenz und Altersdifferenz zusammengefasst in der Kritik an der Normalisierung eines »gendered ageism«¹⁸ (Itzin/Phillipson 1995), also einer Vergeschlechtlichung von ungleichen Alterskonfigurationen. Diese würden sich unter anderem in dem zunehmend rigiden Gebot der ästhetischen Körperbearbeitung spiegeln. In Anlehnung daran beschreibt Susan Sontag (1972) einen »doppelten Altersstandard«, denen Frauen eines gewissen Alters ausgesetzt seien:

»The body of an old woman, unlike that of an old man, is always understood as a body that can no longer be shown, offered, unveiled. At best, it may appear in costume. [...] Thus, the point for women of dressing up, applying make-up, dyeing their hair, going on crash diets, and getting face-lifts is not just to be attractive. They are ways of defending themselves against a profound level of disapproval directed toward women, a disapproval that can take the form of aversion.« (ebd., S. 279)

Frauen sind demnach früher von einem kulturell wirkmächtigen Altersekel betroffen als Männer, der auf der umfassenden Negation des weiblichen Altersstatus basiert. Einige hier ansetzende Studien zeichnen nach, dass Körperideale auch in Bezug auf Männerkörper seit den 1970er Jahre rigider geworden sind (vgl. Higgs/McGowan 2013; Bordo 1999). Etwa sei das in den Medienbildern zirkulierende Ideal des muskulösen Torsos nur durch rigides Training und weitere Interventionen realisierbar (vgl. Brooks 2017, S. 19). Ein Tenor sozialkonstruktivistischer Analysen liegt dennoch darin, dass Frauenkörper nach wie vor unter dem kulturellen Blickwinkel des doppelten Altersstandards betrachtet und sanktioniert werden. So wurde unter anderem beschrieben, dass Fernsehmoderatorinnen und Schauspielerinnen ab einem Alter von ca. 60 Jahren von den Bildschirmen verschwinden, oder wie sich die Darstellung von älteren Frauen in Filmen und Serien auf ein enges Repertoire an mütterlichen und sexualitätslosen Figuren beschränkt (vgl. Vares 2009; Woodward 2006; Coupland 2000).

18 Der Begriff »Ageism« geht auf Robert Butler (1969) zurück, der darunter in erster Linie stereotypisierende und diskriminierende (das heißt schlechterstellende) Praktiken gegenüber älteren Menschen beschrieben hat. Die Forschungsarbeiten im Konglomerat der Age(ing) Studies gehen daran anknüpfend häufig von der diskursiven Konstruktion altersgruppenbezogener Positionierungen aus (vgl. Hockey/James 2003). Als konstitutiv dafür werden vor allem die Prozesse der sozialen wie kulturellen Entwertung und Entindividualisierung von älteren Personen beschrieben. Unter dem sozialkonstruktivistischen Blickwinkel ist Ageism dadurch charakterisiert, dass Älteren homogene Eigenschaften zugeordnet werden, die mehrheitlich unerwünscht sind.

An diesen Aspekt anschließend wird diskutiert, dass sich die »soziale Amnesie« (Showalter 2014, S. xii) und kulturelle Unsichtbarkeit von Frauen im vierten Lebensalter in der feministischen Theoriebildung widerspiegeln. Lynne Segal (2014) hebt beispielsweise hervor, dass das hohe Alter als politischer Standpunkt diskursiv verunmöglicht werde und bislang kein affirmatives Modell zulasse. Ein solches Unterfangen sei mit der Schwierigkeit konfrontiert, ein »denial of ageing from the resistance to cultural conventions of aging« (ebd., S. 14) zu unterscheiden. Dies spiegeln sich unter anderem darin, dass die Alterskategorie in feministischen Analysen tendenziell dezentralisiert und unter dem Status des »et cetera« subsumiert werde (vgl. Calasanti et al. 2006).

Mit dem Anliegen einer positiven Wendung des Alters befassen sich auch die seit den 1990ern aufkommenden Strömungen der Age(ing) Studies sowie der Kritischen Gerontologie. Die Forschungsperspektiven widmen sich unter sozialkonstruktivistischen Gesichtspunkten der Analyse der altersbezogenen Stereotypisierungen und der sich ändernden kategorialen Altersrelationen in der Lebensspanne (vgl. Gulette 2004; Calasanti 2003; Woodward 1995). Das Alter wird hier zusammengefasst als soziale wie politische Konstellation von Machtbeziehungen gedeutet, die den individuellen Identitätskonstruktionen zugrunde liegen und die in soziomaterialen Praktiken wirkmächtig werden.

Dementsprechend lassen sich etwa nach Baraitser (2014, S. 228) an normativen Entwürfen der altersbezogenen Gesichtsdifferenz »pädagogische Funktionen« öffentlicher und medizinischer Diskurse ausmachen. Die Art und Weise zu altern werde darin immer mehr zum selbstverständlichen Gegenstand der Optimierung. Insbesondere weibliche Körper seien an ein Paradigma des »erfolgreichen Alterns« (Friedan 1993) angebunden. Das Modell legt nahe, das höhere Alter und damit verbundene physische wie kognitive Alterserscheinungen möglichst hinauszuzögern: »In this sense, successful aging means not aging, not being <old> or, at the very least, not looking old.« (Calasanti et al. 2006, S. 15) Im Geiste der neoliberalen Ideale eines produktiven und proaktiven Unternehmertums lässt sich das Altern demnach über eigene Interventionen an Körper und Aussehen gestalten (vgl. Raisborough et al. 2014, S. 1071).

Die kulturelle Verleumdung des (weiblichen) Alters wird in dieser Hinsicht durch neuere wissenschaftliche Perspektiven auf Alternsprozesse verkompliziert. Die Biomedikalisierung des Alters greift im Kontext der wohlfahrtstaatlichen Aktivierung seit den 2000er Jahren mit politisch-programmatischen Diskussionen um die alternde Bevölkerung ineinander (vgl. Pfaller 2016; Phillipson 2013). Die Verantwortung für das eigene Altern wird in diesem Zusammenhang zunehmend auf die Anti-Ageing-Medizin und den medizinischen Rat bezogen, die eigene Lebensführung auf die aktive Alternsgestaltung auszurichten. Die Ausblendung systematischer Faktoren wie Krankenkassen, ungleiche finanzielle Ressourcen und soziogeografische Positionen führe dazu, dass das Altern als Aushandlungssache zwischen der individuellen Patient_in und dem medizinischen Personal gerahmt werde (vgl. Schweda 2017; Pfaller 2016).

Die nachfolgende Diskursanalyse beleuchtet vor dem Hintergrund dieser Schlaglichter, welche Gesichter das Bedeutungsfeld der kosmetischen Chirurgie produziert und wie diese in die Plausibilisierung von Verfahren der Gesichtsmodifikation eingebunden sind.